

REKTORATSWECHSEL
AN DER
UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 31. OKTOBER 1903.

I

REDE DES ABTRETENDEN REKTORS

DR. ADOLF WACH:

BERICHT ÜBER DAS STUDIENJAHR 1902/1903.

II

REDE DES ANTRETENDEN REKTORS

DR. KARL BÜCHER:

ÜBER ALTE UND NEUE AUFGABEN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄTEN.

Nationalökonomie

LEIPZIG,

DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,

UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

I.

Rede des abtretenden Rektors

Dr. jur. **Adolf Wach.**

Hochansehnliche Versammlung!

Die Chronik seines Amtsjahres, die der scheidende Rektor zum ewigen Gedächtnis in die Annalen der Universität einzutragen hat, umspannt in dem nun bald halbttausendjährigen Dasein dieser Korporation einen flüchtigen Zeitraum und in dem grossen Gesamtwerk der Wissenschaft ein Nichts. Denn von diesem selbst hat der Chronist nicht zu reden. Er haftet am Äusseren. Und doch gilt auch hier, dass der Geist es ist, der sich den Körper baut, und dass in dem scheinbar wandellosen Dasein nichts dauernder ist, als der Wechsel. Ihn aufmerksam zu beobachten, das ist die Aufgabe.

Unter den Lebensbedingungen der Hochschule ist die erste, dass man ihr Luft und Licht freigebe und ihr die Stätte bereite zur ungehemmten Entfaltung der Forschung und Lehre. Wir rühmen uns seit Generationen solchen weisen Schutzes der irdischen Gewalten.

Es war in den ersten Tagen des verflossenen Amtsjahres, dass Seine Majestät dieses Haus als unser Königlicher Herr und Rector magnificentissimus zum ersten Mal betrat. Dort in der Wandelhalle sprach der König unter dem jubelnden Zuruf des versammelten Lehrkörpers und der Studentenschaft die denkwürdigen

Worte, durch die er getreu der Tradition seiner erlauchten Vorgänger an der Regierung die Universität seiner landesherrlichen Liebe und Fürsorge versicherte. Und zum Zeichen der Wertschätzung unseres Lehrberufs ehrte Seine Majestät die Vorlesungen von Dozenten aller vier Fakultäten durch die Allerhöchste Gegenwart. Die Studentenschaft aber huldigte dem König in glänzender Ovation zur sichtbaren Freude ihres Rectors magnificentissimus. Am 2. August beging die Universität die Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät, bei welcher der Prorektor die Festrede hielt, und sich der Lehrkörper, durch die Zeitlage geboten, zum ersten Mal selbständig zu einer geselligen Feier vereinigte. Auch heute schauen wir in Dank und Treue zu unserem erhabenen Schirmherrn empor mit der gewissen Zuversicht, dass das tiefinnerliche Band, welches Herrscherhaus und Hochschule verknüpft, unzerstörlich ist, und mit dem heissen Wunsch, dass der Segen des Himmels über der Regierung König Georgs walten möge.

Von der tiefen Einsicht, mit welcher die hohe Staatsregierung die akademischen Angelegenheiten leitet, haben wir auch in diesem Jahre die erfreulichsten Beweise empfangen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie diese Regierung mit feinem Verständnis für die Eigenart unserer Körperschaft sich des bürokratischen Reglementierens enthält, versuchliche und schädliche Neuerungen zurückweist und in richtiger Würdigung des persönlichen Elementes jeder Zeit auf die Erhaltung und Ergänzung des Lehrkörpers bedacht ist, wie sie auch in den schwierigen jetzigen Zeitläuften unermüdlich, das hohe ideale Ziel der Universität im Auge, den grossen wissenschaftlichen Apparat uns zu bereiten sucht, wie sie bereitwilligst auf von der Universität erstrebte Verbesserung ihrer Lebensordnung eingeht. Für letzteres sind die Änderungen unserer Immatrikulations- und Quästurvorschriften, sowie das erwünschte Disziplinarstatut für die Diener der Universität und ihrer Institute ein Beleg. In welchem Masse aber das Kultusministerium, gestützt durch die

opferwillige Bereitwilligkeit der Stände, fortgesetzt den Bedürfnissen der Hochschule Rechnung trägt, das wird jedem augenfällig durch unsere grossen und zahlreichen Neubauten. Am 17. Januar dieses Jahres vollzog sich unter Assistenz des Regierungsvertreters und des Rectors in illustrier Versammlung die Einweihung unseres schönen Veterinärinstitutes, am 9. Juli die der landwirtschaftlichen Anstalt, durch deren Besitz unsere Hochschule in die erste Reihe der Universitäten tritt, welche ausgiebigst und zweckmässigst für die Lehre der Agrikultur ausgerüstet sind. Ferner wurde Ende des Jahres 1902 das neue Auditoriengebäude für das Laboratorium für angewandte Chemie und eine Isolierbaracke bei der Psychiatrischen und Nervenklinik fertig gestellt. Im Bau begriffen ist das grosse, bereits im Mai 1901 begonnene physikalische Institut, dessen Vollendung wir für den Beginn des Winters 1904 auf 1905 erwarten, und der umfassende Neubau für pathologische Anatomie und gerichtliche Medizin, der, im vorigen Jahre beschlossen, im Juli dieses Jahres begonnen, voraussichtlich im Winter 1905 auf 1906 beendet sein wird. Dazu gesellt sich der Umbau des alten landwirtschaftlichen Instituts zu einem Laboratorium für angewandte Chemie und der Anbau eines chemischen Laboratoriums an das Institut in der Brüderstrasse.

Zu diesen grossartigen, aber unentbehrlichen Anlagen kam die Fürsorge im Kleinen, doch nicht Bedeutungslosen, so für die Konservierung der Kunstschatze der Universität. Wir werden demnächst unseren Mitbürgern den vortrefflich restaurierten, überaus wertvollen Altarflügel aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Verkündigung und den heiligen Dominikus im Doppelbild, öffentlich zugänglich machen. Die grosse Sammlung, zum Teil künstlerisch, zum Teil historisch wertvoller Porträts in der Universitätsbibliothek wird sorgfältiger Pflege und erforderlicher Erneuerung unterzogen.

Der Bildschmuck dieses Raumes, obschon längst beschlossen und übertragen, harret noch des Beginns.

Mit lebhaftem Danke haben wir anzuerkennen, dass sich der staatlichen Fürsorge die förderlichste und erwünschte freie Gabe Privater verbindet.

Der Ägyptologischen Sammlung wurde durch die unter dem Protektorat des deutschen Kaisers stehende Orientgesellschaft eine höchst wertvolle Vermehrung zu Teil: eine Reihe von Altertümern, die aus von dieser Gesellschaft bei Abusir in Ägypten unternommenen Ausgrabungen stammen und teils im vorigen Jahre, teils neuerdings hierher gelangten: prächtige zum Teil reizende Sachen, an denen selbst der Laie sein Wohlgefallen hat. Nicht minder wertvolle Fundstücke der in diesem Frühling bei der Cheopspyramide von Gizeh unternommenen Ausgrabung wurden Dank der Munifizienz Leipziger Kunstfreunde, die einen Teil der Kosten des Unternehmens trugen und den Ertrag unserer Universität bestimmten, der erwähnten Sammlung zugewandt. — Unsere erst seit kurzer Zeit bestehende Papyrussammlung ist in erfreulichster Weise gefördert worden durch die Schenkung eines Mannes, um dessen teures Leben in diesem Augenblick die ganze Gelehrtenwelt bange sorgt; Theodor Mommsen widmete 1000 Mark, einen Teil seines Nobelpreises, dieser Sammlung für den erwähnten Zweck. — Mit Wehmut und Dankbarkeit empfangen wir kraft letztwilliger Verfügung der am 12. Dezember 1902 verstorbenen Wittwe unseres unvergesslichen Kollegen Otto Ribbeck zu dauerndem Besitz die von Seffner's Hand geschaffene Marmorbüste ihres Gatten, während sie die in seinem Nachlass befindlichen handschriftlichen Aufzeichnungen für die Universitätsbibliothek bestimmt hat. Unserem Archäologischen Institut hinterliess unser am 27. März 1903 verstorbener kunstsinziger Mitbürger Otto Julius Gottschald ein wertvolles Marmorköpfchen feiner griechischer Arbeit. Von einem Gönner, der nicht genannt sein will, erhielt dasselbe Institut einen namhaften Geldbeitrag.

Unter dem Namen „Schwägerichenstiftung“ sind durch hochherzige testamentarische Disposition der am 6. März 1903 verstorbenen Frau Advokat Ottilie verw. Döring geb. Thieme 36 000 Mark der Universität zur Gründung von 6 Stipendien zugefallen. — Die schon von meinem Herrn Amtsvorgänger erwähnte Puschmann-Stiftung für Geschichte der Medizin sieht ihrer endgiltigen Regelung entgegen, nachdem der von den Intestat-erben angestrenzte Prozess eine für die Universität befriedigende Erledigung gefunden hat. Das Stiftungskapital wird unerachtet einer vergleichsweisen nicht unerheblichen Konzession an die Gegner 400 000 Mark übersteigen. — Auch in diesem Jahre bewährte sich die für unseren Lehrkörper so wichtige Albrechtstiftung auf das heilsamste; es wurden aus ihr teils zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen, teils zu persönlicher Subvention 10 660 Mark verwendet.

Unsere Universitätsbibliothek erfreute sich einer Reihe wertvoller Gaben.

Alle diese reichen Zuwendungen beweisen, dass das Verständnis für die hohe Aufgabe der Universität und die Liebe zu ihr in weitesten Kreisen fortbesteht und wir von ihr neue schöne Früchte hoffen dürfen.

An der Zentenarfeier der Universität Heidelberg zum Gedächtnis ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich von Baden in den Tagen vom 5.—9. August beteiligte sich die Universität durch Entsendung des Rektors, während sie der Universität Dorpat anlässlich ihrer am 12./25. Dezember stattfindenden Säkularfeier ihre Glückwünsche schriftlich aussprach. Zu einer Art akademischer Festlichkeit gestaltete sich die Weihe des Göthedenkmals am 28. Juni dieses Jahres. Es war ein guter Gedanke, in unserer denkmalsfreudigen, aber nicht immer denkmalsglücklichen Zeit unseren jugendschönen Kommilitonen weiland Johann Wolfgang Göthe in den Mauern dieser Stadt, auf althehrwürdigem malerischen

Platz ein Standbild zu errichten. An dem von Seffner geschaffenen anmutigen Denkmal legte unter Beteiligung der studentischen Korporationen der Rektor mit Weiheworten einen Kranz nieder.

Bevor ich nun auf die Wandlungen innerhalb unseres Personenkreises eingehe, habe ich noch einer für das akademische Leben Deutschlands und insbesondere dieser Universität bedeutsamen Tatsache zu gedenken: Der Gründung des Akademischen Schutzvereins. Sein Zweck ist, im Interesse der Wissenschaft, ihrer Arbeiter und des Publikums auf den Verlag, Vertrieb und Absatz der wissenschaftlichen Literatur einzuwirken, um der Verteuerung der Schriftwerke zu steuern, den Absatz zu fördern und die Autoren beim Abschluss von Verlagsverträgen gegen wirtschaftliche Übermacht zu schützen. Den äusseren Anstoss gab das immer schärfer hervortretende Bestreben des buchhändlerischen Verbandes, „Börsenverein“ genannt, zu Gunsten des sogenannten Sortiments, der buchvertreibenden Zwischenhand, den Bücherpreis zu steigern, oder wie man sich auch ausdrückt, den Rabatt zu beseitigen, und die damit zusammenhängende nachträglich als unhaltbar erkannte Massnahme einer Sekretierung des Börsenblattes, durch die der Einblick in die Vertriebs- und Wertverhältnisse den Autoren und Käufern entzogen werden sollte. Die Kaufkraft weder der Bibliotheken, noch des wissenschaftlichen Publikums ist solcher Preissteigerung gewachsen. Die Minderung des Absatzes bedroht die wissenschaftliche Produktion und folgeweise unser geistiges Leben mit ernster Gefahr. Daher der Entschluss einer Koalition gegenüber dieser buchgewerblichen Entwicklung, die uns bisher wort- und schutzlos fand. Nach einmütigem Beschluss unseres Senats und des Plenums der Dozenten dieser Universität ging von hier aus die Anregung zu einem Zusammenschluss der Gelehrten. In Eisenach erfolgte am 14. April d. J. auf einer Konferenz von Rektoren deutscher und österreichischer Hochschulen und von Vertretern grosser Bibliotheken

die Gründung des Schutzvereins. Die Festlegung der Statuten, die notwendige Abfassung einer unser Vorgehen motivierenden Denkschrift und die akademischen Ferien hielten vorerst die Entwicklung auf. Dennoch entstanden schon bis zum Beginn dieses Semesters Zweigvereine in Breslau, Erlangen, Freiburg, Giessen, Göttingen, Karlsruhe, Marburg, Würzburg und Leipzig. Demnächst hoffen wir den Schutzverein an allen deutschen Hochschulplätzen und über Deutschlands Grenzen hinaus, ausgedehnt auf alle akademisch gebildeten Berufskreise lebendig zu sehen: Zum Nutzen der Wissenschaft und gewiss nicht zum Schaden des Buchgewerbes. Schon die Tatsache, dass Hunderte von Männern, deren Leben der Wissenschaft gehört und sich nur zu gern von äusseren Dingen zurückzieht, sich — unerachtet ihres engen Konnexes mit den namhaftesten Vertretern des Buchgewerbes — zu diesem Vorgehen entschlossen haben, beweist dessen Notwendigkeit. Zur Zeit trübt noch eine unberechtigte, wenn schon begreifliche Erregung auf der Gegenseite das Verständnis der Lage und treibt zu Unterdrückungsversuchen. Aber es muss mit Entschiedenheit jetzt, wie früher, betont werden, dass der Schutzverein dem gesunden Buchgewerbe zur Förderung, nicht zum Schaden gedacht ist. Wissenschaft und Buchhandel sind durch eine Solidarität der Interessen verbunden. Zur Erweiterung, nicht zur Verkümmern der literarischen Produktion und Konsumtion, zum Schutze des geistigen Lebens und daher auch des ihm dienenden Buchhandels haben wir uns verbunden. Es gilt unleugbare Übelstände abzustellen, nicht in blindem Eifer die Schäden zu vergrössern. Die leidenschaftliche Erregung wird, — das erwarten wir zuversichtlich — der sachlichen Prüfung Platz machen und aus dem unvermeidlichen Kampf wird der segensreiche Friede hervorgehen.

Nichts veranschaulicht mehr das reiche wechselvolle Leben unserer Universität, als das Schicksal unseres Lehrkörpers.

Auch in diesem Jahr sind wir vor schweren Verlusten nicht bewahrt geblieben. In der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember 1902 starb der ordentliche Professor der Chemie und Direktor des Ersten chemischen Laboratoriums Dr. ph. et med. Johannes Wislicenus, eine Zierde unserer Hochschule, gleich bedeutend als Forscher, Lehrer und Persönlichkeit, uns allen ein teurer, unvergesslicher Kollege.

Er war am 25. Juni 1835 in Klein-Eichstädt geboren und gehörte uns seit dem 19. Februar 1885 an. Vorwiegend der organischen Chemie zugewandt, hat er in seinen struktur-chemischen Untersuchungen über die gemischten Typen, über die Milchsäure, über den synthetischen Aufbau organischer Körper vermittelt Acetessigester und Malonsäureester, wie über die Isomerieerscheinungen und die Lagerung der Atome Arbeiten geliefert, die seinem Namen für immer einen Ehrenplatz in seiner Wissenschaft sichern.

In voller Manneskraft wurde uns am 14. Dezember 1902 Dr. Wilhelm Wollner, ausserordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät entrissen. Seine Wiege stand in Russland, — er ist 1851 in Moskau geboren —; daher wohl auch seine liebevolle Beschäftigung mit der russischen Literatur und Poesie. Aber in bewundernswerter, vielfach literarisch betätigter Weise beherrschte er auch die deutsche, englische, französische Dichtung. Sein gross gedachtes Werk einer Geschichte der russischen Literatur auszuführen, war ihm nicht beschieden.

Am 10. März 1903 starb der ausserordentliche Professor der medizinischen Fakultät Dr. med., phil. et jur. Julius Viktor Carus, geboren im Jahre 1823 und seit 50 Jahren Mitglied der Universität. Durch seine Veröffentlichungen über vergleichende Anatomie und insbesondere über Darwins Forschungen ist er in weiten Kreisen bekannt geworden und hat an seinem Teil dazu besonders beigetragen, den ehrenvollen Ruf, welchen unsere Hochschule im Auslande geniesst, zu erweitern und zu festigen.

Noch ein zweiter schwerer Verlust traf die medizinische Fakultät durch den frühen Tod des ausserordentlichen Professors, Prosektors am pathologischen Institut Dr. Franz Saxer. Er verschied am 2. Juni 1903 im 40. Lebensjahre. Uns gehörte er seit 1900 an. Bei der Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Durchbildung, seinen hervorragenden Geistesgaben, von denen seine Arbeiten Zeugnis ablegen, seinem grossen technischen Geschick, seiner Lehrgabe, bedeutet sein Tod für die Hochschule einen schweren Verlust. Er starb ein Opfer seiner Wissenschaft.

Vor wenigen Tagen, am 24. Oktober, schloss sich an diese Reihe teurer Toter Adolf Schmidt, weiland Professor der Rechte an unserer Universität, nur 10 Tage bevor er das 88. Lebensjahr vollendete. Sein wissenschaftliches Leben hatte er abgeschlossen, als er uns am 1. Oktober 1902 verliess. Aber wie reich und begnadigt ist es gewesen. In voller Rüstigkeit des Geistes und des Körpers konnte er seinem Beruf weit über das Alter hinaus leben, welches der Psalmist als die Grenze bezeichnet. Er war Romanist durch und durch. Dem römischen Recht gehörten seine wertvollen schriftstellerischen Leistungen an. Mit gelehrtester Bildung verband er eine vorzügliche Lehrgabe.

Zwar nicht uns angehörig, aber uns doch eng verbunden war ein Mann, dessen Trauerfeier am 4. Januar dieses Jahres in der Paulinerkirche unter Beteiligung der Universität begangen ward: Dr. Arweld Rossbach, der Erbauer dieses Gebäudes, unserer Universitätsbibliothek, der Erneuerer der Paulinerkirche. Dem Dank, den wir ihm schulden, wollten wir Ausdruck geben durch die ungewöhnliche Tatsache, dass sich die Pforten der Universitätskirche erschlossen, um hier noch einmal am Sarge des teuren Mannes die Vielen zu vereinigen, die den hochverdienten Künstler und Mitbürger liebten und ehrten.

In die Ferne führten Berufungen Kollegen aus allen Fakultäten: aus der theologischen die a. o. Professoren Heinrich

Böhmer und Johannes Kunze, jenen nach Bonn, diesen nach Wien, aus der juristischen Fakultät die a. o. Professoren Karl Rieker, Woldemar Engelmann und Paul Kretschmar nach Erlangen bzw. Marburg und Giessen, aus der medizinischen Fakultät den a. o. Prof. Paul Leopold Friedrich nach Greifswald in die Direktion der chirurgischen Klinik und den a. o. Prof. D. Bernhard Krönig nach Jena in die Direktion der Universitäts-Frauenklinik, aus der philosophischen Fakultät die Privatdozenten Rudolph Kautzsch und Viktor Rothmund nach Halle und Prag. Die akademischen Lehrer Deutschlands sind Wandervögel, mögen diese von uns Gegangenen am neuen Platz eine befriedigende Heimstätte und Wirksamkeit finden. Aus der Reihe unserer Kollegen schieden die bisher beurlaubten Privatdozenten Dr. phil. Ludwig Pohle und Dr. phil. Hermann Hucho, jener wegen Verbleibs an der Frankfurter Handelshochschule, dieser weil er beim Generalkonsulat in Sidney seine Sachverständigenstellung festzuhalten wünschte. Seine Entlassung nahm der a. o. Professor Dr. med. Karl Eigenbrodt. Die Mitwirkung unseres Kollegen, des a. o. Professors der philosophischen Fakultät, Dr. August Conradi entbehren wir zur Zeit zufolge seines dreijährigen Urlaubs als Lehrer an der staatlichen Hochschule in Peking.

Die Lücken, welche Tod und andere Umstände gerissen, soll das Leben schliessen. Zuzufolge Berufungen wurden die Unsrigen in der juristischen Fakultät der Strassburger ordentliche Professor des öffentlichen Rechts Dr. jur. Otto Mayer, in der philosophischen der ordentliche Professor für theoretische Physik Dr. phil. Theodor Des Coudres und der ordentliche Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums Dr. phil. Arthur Hantzsch, beide bisher der Universität Würzburg angehörig.

Erfreulichsten Zuwachs brachte der Eintritt junger Gelehrter in unseren Kreis. Es habilitirten sich in der Juristenfakultät Dr. jur. Johannes Nagler, in der medizinischen die

DDr. med. Hermann Preysing, Lothar v. Criegern, Friedrich Rolly, Walter Riesel, Adolf Glöckner, in der philosophischen Fakultät die DDr. phil. Alexander Nathanson, Alfred Doren, Johann Plenge, Felix Emil Krüger, Erich Marx und Albert Dahms. Möchte die betretene Bahn die Herren Kollegen zu schönstem Ziele führen.

In einer Zahl von Ernennungen zu ausserordentlichen Professoren empfangen Kollegen eine Anerkennung ihrer Verdienste: die juristischen Dozenten Dr. Ludwig Beer und Dr. Albrecht Mendelssohn Bartholdy, die medizinischen DDr. Franz Bruno Hofmann und Georg Clemens Perthes, der überdies zum Direktor der chirurgischen Universitäts-Poliklinik ernannt ward, die Privatdozenten der philosophischen Fakultät: Dr. Paul Schwarz und Dr. John Schmitt.

Die durch den Abgang des Professors Kunze erledigte zweite Universitätspredigerstelle ist dem ordentlichen Professor der Theologie D. Ihmels übertragen worden.

Die Fakultäten verliehen ihre höchste akademische Würde honoris causa und zwar die theologische heute dem Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts Dr. jur. et ph. v. Seydewitz und dem Präsidenten des Landeskonsistoriums v. Zahn; die juristische dem Rechtsanwalt und Notar Oskar Feodor Oehme zu Leipzig.

Rite promovirte die theologische Fakultät zu Lizentiaten drei Bewerber, zu Doktoren die juristische 205, die medizinische 187, die philosophische 170 Kandidaten.

Eine Reihe goldener Doktorjubiläen gab den erfreulichen Anlass, durch Diplomerneuerungen die alten Bande zu bestätigen.

Die Chronik unseres studentischen Lebens weist nur wenige dunkle Blätter; wir betrauern sechs früh aus dem Leben gerufene Kommilitonen; wir denken mit schmerzlichem Tadel des Einen, den wir wegen schimpflichen Vergehens mit der Strafe der Relegation belegen mussten. Auch die Karzerstrafe hat sich leider noch nicht

ganz als entbehrlich erwiesen. Allein das Gesamtbild ist ein hochehrfreudliches: Fleiss, Eintracht, Gesittung sind seine Grundzüge. Möchten sie sich immer deutlicher ausprägen, damit unsere Leipziger Universität in der stolzen Reihe der deutschen Hochschulen voranleuchte durch die Tüchtigkeit ihrer Studentenschaft. Möchte auch endlich sie zu der lang ersehnten und angebahnten gemeinschaftlichen Organisation gelangen.

Ein Schatten freilich fällt noch auf dieses befriedigende Bild: die vorwiegende Erfolglosigkeit der akademischen Preisausschreiben. Nur die philosophische Fakultät war in der Lage, Arbeiten zu prämiieren.

Ihre I. Sektion empfing zwei Bearbeitungen ihres Themas: „Die deutsche Literatur-Geschichtsschreibung seit Gervinus“. Die mit dem Motto: „non videre, non lugere neque detestari sed intellegere“ ist des Preises würdig. Der Verfasser ist stud. ph. Paul Merker in Dresden.

Die II. Sektion erkannte dem einzigen Bewerber stud. jur. et ph. Max August Georg Grosch aus Sonneberg in Sachsen-Meiningen die ehrenvolle Erwähnung und eine Gratifikation zu.

Die Aufgabe der III. Sektion fand zwei Bewerber. Die Arbeit mit dem Motto

„was man ist, das blieb man andern schuldig“ wurde preisgekrönt; ihr Verfasser ist stud. Math. Hellmut Böttcher aus Leipzig. Der lobenden Anerkennung würdig befunden wurde die Arbeit mit dem Motto

δόσις δὸλίγη τε φιλή τε

verfasst von Walter Wolfgang Queckenstedt aus Leipzig-Reudnitz.

Die Begründung der Urteile und die neuen Preisaufgaben werden durch Druck und Anschlag am schwarzen Brett kund gegeben.

Die Frequenz der Hochschule weist die schon seit lange bemerkbare Stabilität auf. Die Zahl der Immatrikulierten erreichte

gestern die Höhe von 3705 gegen 3571 am 30. Oktober 1902. Die theologische Fakultät zählt 275 Studierende gegen 252 des Vorjahrs, die juristische 1144 gegen 1162, die medizinische 429 gegen 467, die philosophische 1857 gegen 1690. Hierzu kommen 567 Personen, welche durch Hörscheine berechtigt sind, an den Vorlesungen teilzunehmen.

Damit bin ich am Ende meines Berichts. Aber ich kann die Schwelle dieses Rektorats nicht überschreiten ohne für mich selbst die Summe des Jahres zu ziehen: Wenn es Sorge und Schweres brachte, so kam diese Mitgift nicht aus unserer Mitte. Für mich liegt das Jahr in dem Glanze angenehmster und dankbarster Erinnerung an die freundschaftliche, nachsichtsvolle Unterstützung meiner Herren Kollegen und befestigten Bewusstseins von der Kerngesundheit und Jugendkraft dieser altherwürdigen Institution.

Und nun wende ich mich an Sie Herr Karl Bücher, meinen Nachfolger im Amt, damit Sie dessen Insignien aus meiner Hand empfangen und den vorgeschriebenen Amtseid leisten.

„Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, dass sie die Verfassung und die Gesetze der Universität treu und gewissenhaft beobachten und die Pflichten des Ihnen anvertrauten Amtes als Rektor der Universität nach bestem Wissen und Gewissen redlich erfüllen wollen.“

Somit proklamiere ich Sie, Herrn Dr. phil. Karl Bücher zum Rektor der Universität Leipzig für das Studienjahr 1903—1904. Ich übergebe Ihnen den Hut und den Mantel als Zeichen Ihrer Würde, die Kette, mit welcher königliche Huld den Leipziger Rektor geschmückt hat, das Siegel der Universität, damit Sie deren Willen rechtlich beglaubigen, die Statuten, die Sie zu bewahren haben, die Schlüssel des Hauses als Symbol Ihrer Herrschaft in diesen Räumen. Und als Erster bringe ich Ihnen, Rector Magnifice, den verehrungsvollen Glückwunsch für Ihr Amtsjahr. Möge es gesegnet sein für unsere teure Universität und für Sie selbst.

II.

Rede des antretenden Rektors

Dr. phil. **Karl Bücher.**

Hochansehnliche Versammlung!

Der Augenblick, da ein deutscher Professor das Amt des Rektors antritt, bedeutet auch für sein inneres Leben eine Wandlung. Fährt er auch fort, seiner Lehrtätigkeit in gewohnter Weise obzuliegen, so wird doch seine wissenschaftliche Forschungsarbeit in jäher Weise unterbrochen. Alle seine Gedanken und Interessen werden fast gewaltsam aus dem Kreise engster Fachstudien heraus auf die grosse Gemeinschaft hingelenkt, die für ein Jahr seiner Obhut anvertraut ist und damit auch auf die Fragen ihrer Entwicklung und Fortbildung.

Es gibt ja freilich Leute, für die unsere Universitäten das Urbild konservativen Beharrens sind; aber ihre „Zöpfe“, von denen man so gerne redet, sind doch nur äusserlich, und unter alten Formen kann sehr wohl junges frisches Leben gedeihen. In Wirklichkeit vermag auch die Universität, wie jedes andere soziale Gebilde, sich der Gesamtentwicklung des Gesellschaftskörpers, von dem sie ein Glied bildet, gar nicht zu entziehen, und wollte sie es, so würde die Blüte der Jugend unsers Volkes, die jedes Semester neu in ihre Tore einströmt, sie früher oder später mit innerer Notwendigkeit in den Strom dieser Entwicklung zurückreissen. Auch in den letzten Menschenaltern haben sich Wandelungen in

den Voraussetzungen, den Zielen und der Wirkungsweise des akademischen Unterrichts vollzogen, wie sie gar nicht grösser gedacht werden können. Nur dass solche Veränderungen uns meistens erst dann recht zum Bewusstsein kommen, wenn sie vollzogen sind und wenn man durch den jetzigen Zustand einen Durchschnitt zieht, um ihn mit dem Zustandsbilde einer weiter zurückliegenden Epoche zu vergleichen.

Ein jeder von uns wird diese Änderungen in einer verschiedenen Beleuchtung sehen, da ein jeder an einer anderen Stelle bei ihnen mitwirkt und darum von einer anderen Seite sie betrachtet. So mag es denn auch dem Nationalökonomem gestattet sein, die Eindrücke, die eine solche Betrachtung ihm erweckt, hier wiederzugeben, in dem vollen Bewusstsein, dass seine Auffassung einseitig ist und dass sie nicht die volle Wirklichkeit darstellen kann, sondern nur einen Ausschnitt derselben.

Ist doch für ihn die Universität selbst ein wirtschaftliches Gebilde, das mit dem grossen Organismus der Volkswirtschaft in seiner Entwicklung parallel geht. Drei Entwicklungsstufen treten ihm da alsbald deutlich entgegen: die mittelalterliche Universität, die Universität des Territorialstaates und die moderne nationalstaatliche Universität. Und jede von ihnen erscheint ihm wieder als ein notwendiges Glied in der Gesellschaftsordnung ihrer Zeit.

Die mittelalterliche Universität, die auf deutschem Boden durch Prag, Wien, Heidelberg, Köln und etwa noch Leipzig und Rostock repräsentiert wird, ist ein selbständiger Gemeindeverband mit eigener Gerichtsbarkeit und körperschaftlicher Verwaltung, mit stiftungsmässiger Güterausstattung, von deren Ertrag sie ihre sämtlichen Bedürfnisse bestreitet. Ihr Zusammenhang mit dem Staate und der Stadtgemeinde ihres Sitzes ist genau so lose wie derjenige einer Abtei oder eines Klosters, denen sie auch in dem gemeinsamen Leben von Lehrern und Schülern gleicht. Von der Kirche kommt sie; sie erfüllt eine kirchliche Aufgabe; ihre Lehre ist

universell, wie die Kirche selbst — die Übermittlung eines feststehenden, in Schriftwerken niedergelegten Wissensinhaltes, dessen verschiedene geistlich-weltliche Elemente sie zu einer Einheit zu verschmelzen sucht. Sie gibt nicht Berufsbildung für irgend ein Amt, nicht einmal für ein kirchliches, sondern allgemeine wissenschaftliche Bildung in einem feststehenden Lehrgang. Dieser bedingt die Scheidung zwischen der *facultas artium* und den „höheren Fakultäten“, wie auch die Gliederung ihres Personalbestandes in Scholaren, Baccalaureen und Magister, konform der Gliederung des zünftigen Handwerks.

Diese universelle Stellung und Richtung ändert sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Von 1450 bis zum Beginn der Reformation wurden 9 neue Universitäten auf deutschem Boden gegründet, von da bis 1702 21, und zwar 10 protestantische und 11 katholische; im 18. Jahrhundert kommt noch ein halbes Dutzend hinzu. Verschiedene Umstände wirkten dabei mit: die politische Zersplitterung des alten Reiches, die kirchliche Spaltung, die Reception des römischen Rechtes, die Einführung des Berufsbeamten-tums. Der Hauptgrund für diese Überfülle kleiner Universitäten liegt aber in den merkantilistischen Staatswirtschaftsideen: jedes weltliche und geistliche Territorium will einen autonomen Wirtschaftskörper darstellen; es will seine höheren Bildungsbedürfnisse durch eine eigene Universität decken, wie es die materiellen Bedürfnisse der Untertanen aus eigener Produktion zu befriedigen sucht. Die landesherrlichen Beamten sollen im Inlande ausgebildet, die Reinheit der konfessionellen Lehre soll gewahrt, das Geld nicht ins Ausland getragen werden. Der Besuch fremder Universitäten wird verboten, und damit schwindet die internationale Freizügigkeit der Studenten und der akademischen Lehrer; es werden für die einzelnen Fächer eigene Lektoren errichtet, und es ist gar nicht so selten, dass den Inhabern Lehrplan und Lehrinhalt vorgeschrieben wird. Die „Landesuniversität“ ist für den Fürsten ein instrumentum

dominationis, wie das Söldnerheer und der Kriegsschatz. Wie wenig vorteilhaft diese Einrichtung der Entwicklung der Wissenschaft gewesen ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

Die Napoleonische Zeit ist wie ein Sturmwind über die zahlreichen kleinen Universitäten hingefahren. Von 1794 bis 1818 sind ihrer nicht weniger als 15 aufgehoben worden. Allerdings wurden dafür zwei neue gegründet: Berlin 1809 und Bonn 1818. Um dieselbe Zeit ist Wittenberg mit Halle, Frankfurt a. d. O. mit den Resten der Universität Breslau vereinigt worden, und Bayern hat seine alte Landesuniversität nach München verlegt. Aber diese neuen in grossem Stile gedachten Hochschulen unterschieden sich wesentlich von denjenigen des merkantilistischen Zeitalters. Im Jahre 1808 schrieb Schleiermacher im Hinblick auf die Gründung der Universität Berlin die merkwürdigen Worte, Preussen beweise, dass es „sich nicht isolieren will, sondern auch in dieser Hinsicht mit dem gesamten natürlichen Deutschland in lebendiger Verbindung zu bleiben wünscht.“ In der Tat erscheint schon damals der territorialstaatlich-konfessionelle Charakter der deutschen Universität überwunden; sie bildet sich zu einer Nationalinstitution um, für welche die partikularstaatlichen und partikularkirchlichen Grenzen kaum mehr existierten. Schon äusserlich drückt sich das aus in der immer mehr zur Geltung kommenden Freizügigkeit von Dozenten und Studenten, in dem Grundsatz, dass jeder Studierende seine Studien frei gestalten, jeder Dozierende seine Lehre nach eigener wissenschaftlicher Überzeugung einrichten kann, also in dem, was man kurz die Lern- und Lehrfreiheit nennt. Aber auch für das innere Leben der Universitäten ist diese Umbildung bedeutungsvoll; sie ist sozusagen eine Neubelebung der Studieneinheit des Mittelalters; aber diese Einheit beruht nicht mehr auf der Einheit der Kirche, sondern auf der Einheit des wissenschaftlichen Gedankens, auf welchen die gesamte von der Universität vermittelte höhere Berufsbildung nunmehr gestellt ist.

Und damit hat Deutschland in der Zeit jammervoller politischer Ohnmacht und Zerrissenheit in seinen Universitäten ein einigendes Element gewonnen. Die Vielheit der Staaten und die Macht des historisch Gewordenen bedingte eine Vielheit von Pflegestätten der Wissenschaft; soweit der Ertrag des Stiftungsvermögens nicht ausreicht, müssen Zuschüsse aus allgemeinen Landesmitteln geleistet werden, und für kleine Staaten konnte daraus eine sehr erhebliche Belastung entstehen. Man braucht nur an Baden zu denken, das bei einer Bevölkerung von $\frac{3}{7}$ derjenigen des Königreichs Sachsen doch zwei Universitäten erhält. Aber sie haben diese Last willig getragen, deren Früchte dem gesamten deutschen Volke zugute kamen, und so haben wir seit dem Beginn des XIX. Jahrhunderts die merkwürdige Erscheinung einheitlicher nationaler Bildungsstätten für die führenden Klassen, speziell das Beamtentum. Hier entwickelt sich dann jene fruchtbare Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und Lehre, wie sie kein anderes Land in gleicher Vollendung aufweist.

Man wird bei dieser Betrachtung den deutschen Einrichtungen nur dann völlig gerecht werden, wenn man sie mit der Entwicklung des Universitätswesens in anderen Staaten vergleicht. In England haben die alten Universitäten den mittelalterlichen Charakter bis auf die neueste Zeit bewahrt: sie sind Lehranstalten für die höhere allgemeine Bildung der herrschenden Klasse, mit korporativer Selbständigkeit und gemeinschaftlichem Leben der Lehrer und Studenten. In Frankreich dagegen hat die Revolution die alte Volluniversität gänzlich zerstört; die Fakultäten sind aus einander gefallen und von Napoleon zu Dressuranstalten für die einzelnen Zweige des öffentlichen Dienstes gemacht worden. Geistliche Seminare, Rechtsfakultäten, medizinische Schulen vermittelten in genau vorgeschriebenen Lehrgängen ein notdürftiges Fachwissen, dessen Aneignung am Schlusse jedes Schuljahres von den Studenten durch eine Prüfung zu beweisen ist; die philosophische Fakultät verkümmerte

mehr und mehr, bis die dritte Republik in bewusster Anlehnung an das deutsche Vorbild die Wiedervereinigung der getrennten Elemente unternahm. Die Pflege der Wissenschaft wurde in die Akademie verlegt, und die Zentralisation derselben in Paris war die notwendige Folge des gesamten streng zentralistischen Verwaltungssystems.

Wenn man sich aber klar machen will, was die deutschen Universitäten für unsere nationale Entwicklung bedeuten, so kann man vielleicht den auf den ersten Blick paradox erscheinenden Vergleich mit dem Zollverein wagen. Wie der Zollverein die inneren Schranken beseitigte und ein einziges grosses Wirtschaftsgebiet schuf mit freiem Warenverkehr von einem Bundesstaat zum andern und damit erst die Grundlage abgab, auf welcher sich ein arbeitsteiliges Wirtschaftsleben auf grosser Stufenleiter entfalten konnte — eine unendliche Steigerung der materiellen Kräfte, so schufen die deutschen Universitäten über die politischen und konfessionellen Grenzen hinweg ein grosses einheitliches Gebiet freien geistigen Verkehrs und Wettbewerbs, innerhalb dessen die Einheit aller höheren nationalen Bildung zu einer zusammenfassenden Macht emporwuchs, die keine Karlsbader Beschlüsse, keine Demagogenverfolgungen und keine Massregelungen zu dämpfen vermochten. Und hier war es gerade der Umstand, dass die gesamte akademisch gebildete Klasse nicht in den engen Ordnungen getrennter Fachbildungsanstalten aufwuchs, sondern von der gemeinsamen alma mater eine auf breitester Grundlage aufgebaute streng wissenschaftliche Erziehung empfing, der die soziale Gleichwertigkeit aller Glieder derselben verbürgte. Der Geistliche und der Gymnasiallehrer, der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Arzt, soweit sie in ihren Lebensrichtungen später aus einander gehen mochten, sie alle fühlten sich doch als Gleiche, sie alle nährten das heilige Feuer, das sie dem gemeinsamen Herde der grossen nationalen Geistesfamilie entnommen hatten, und von ihnen aus drangen seine wär-

menden und erleuchtenden Strahlen bis tief in die breite Masse des Volkes. Ist heute der nationale Einheitsgedanke verwirklicht, so gebührt den deutschen Universitäten wahrlich ein nicht geringer Teil des Verdienstes.

Aber indem wir dies anerkennen, werden wir doch nicht übersehen dürfen, dass schon seit dem zweiten Viertel des XIX. Jahrhunderts die deutsche Universität dem Bedürfnis der Nation nach wissenschaftlicher Berufsbildung nicht mehr voll zu entsprechen vermochte. Jene in der Geschichte beispiellose ökonomisch-technische Entwicklung, welche seit dem letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts durch die europäischen Kulturstaaten ihren Durchzug gehalten hat, die Länder mit Eisenschienen überspannend, durch Fabrikschlote und Telegraphenstangen das Landschaftsbild verwandelnd, hatte auf den verschiedenen Gebieten des Wirtschaftslebens Berufsstellungen geschaffen und zugleich dem Staate Aufgaben gestellt, denen die drei „höheren“ Fakultäten der Theologen, Juristen, Mediziner nicht zu entsprechen vermochten. Zwar hatte die philosophische Fakultät, die von einer dienenden Magd der übrigen Fakultäten vermöge der ausserordentlichen Entwicklung der historisch-philologischen Disziplinen, der Philosophie und namentlich der Naturwissenschaften zur Trägerin des wissenschaftlichen Fortschritts geworden war, eine nicht geringe Anpassungsfähigkeit an die veränderten Forderungen der Praxis bewiesen. Hat sich doch die Zahl ihrer Ordinariate beispielsweise in Leipzig seit einem Jahrhundert vervierfacht, während sie sich in den drei übrigen Fakultäten nur verdoppelt hat.

Aber auf die Dauer hat auch sie den neuen Bedürfnissen nicht zu folgen vermocht, und so ist es gekommen, dass neben der Universität sich ein Kranz von Hochschulen gebildet hat, die zunächst bloss höheres Fachwissen vermitteln wollten, mehr und mehr aber der Universität sich auch darin angeglichen haben, dass sie sich ihr Lebensprinzip: die Verbindung selbständiger

wissenschaftlicher Forschung mit der Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten, zu eigen machen. In erster Linie sind hier die Technischen Hochschulen zu nennen für die Ausbildung von Ingenieuren, Architekten, Maschinenbauern, Fabrikchemikern, dann die Bergakademien, die forst- und landwirtschaftlichen Hochschulen, neuerdings die Handelshochschulen. Alle diese Anstalten haben das miteinander gemein, dass sie über einem Unterbau von niederen und mittleren Fachschulen sich erheben, ohne dass diese als ihre Vorbereitungsinstitute angesehen werden könnten. Alle wollen wissenschaftlich begründetes Fachwissen lehren zum Zwecke praktischer Anwendung in grossen Privatunternehmungen oder im Dienste des Staates. Sie setzen darum einerseits eine ähnliche geistige Reife bei ihren Besuchern voraus wie die Universitäten, andererseits knüpfen sie an praktische Erfahrungen an, wie sie am besten durch eine Lehre im wirklichen Wirtschaftsbetrieb erworben werden. Ihr theoretischer Gehalt fusst halb auf den Naturwissenschaften, halb auf der Wirtschaftswissenschaft. Denn alle Technik ist blind und wertlos, die sich nicht dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit unterordnet.

Im Gegensatz zur allgemeinen Volkswirtschaftslehre hat man diese Disziplinen wohl als privatwirtschaftliche bezeichnet. Sucht die Volkswirtschaftslehre die Gesetze zu ergründen, von denen das ökonomische Leben der menschlichen Gesellschaft, insbesondere der Güterverkehr von Wirtschaft zu Wirtschaft, beherrscht wird, so setzen jene Privatwirtschaftslehren sich zum Ziele, zu erforschen und systematisch darzulegen, unter welchen Umständen der höchstmögliche Reinertrag in einer einzelnen wirtschaftlichen Unternehmung gewonnen wird. Da das Verfahren, welches im besonderen Falle zu diesem Ziele führt, zu einem erheblichen Teile auf der Erfahrung von Jahrtausenden beruht, ohne dass es bis jetzt überall gelungen wäre, dasselbe wissenschaftlich zu begründen und auf einfache Gesetze des Geschehens zurückzuführen, so hat man

jene mit dem Ziel der praktischen Anwendung entstandenen Disziplinen wohl als Kunstlehren oder Techniken der reinen Wissenschaft gegenübergestellt, von der man annimmt, dass sie um ihrer selbst willen da sei. So kam es, dass man an den Universitäten auf ihre Entwicklung lange Zeit mit geringem Verständnis herabsah; ja ich erinnere mich, dass, als eine dieser Disziplinen an einer kleinen Universität Aufnahme finden sollte, ein Vertreter einer der alten Universitäts-Wissenschaften in heller Verzweiflung ausrief: „Jetzt zieht auch bei uns das Banausentum ein!“

Es ist wenig bekannt und wird heute kaum mehr beachtet, dass jener ganze grosse Komplex von Privatwirtschaftslehren schon im XVIII. Jahrhundert an den deutschen Universitäten akademisches Bürgerrecht besessen hat. Sie waren damals zusammengefasst in eine grosse Disziplin, welche heute wohl nirgends mehr einen eignen Lehrstuhl besitzt. Dennoch ist sie nicht ganz aus der Universitätssphäre verschwunden; nur fristet sie an einer sehr bescheidenen Stelle ihr Dasein, nämlich auf den Visitenkarten unserer Studierenden, die ja überhaupt oft konservativer sind als die Dozenten. Diese Disziplin ist die Kameralwissenschaft. Sie ist nicht von selbst an den deutschen Universitäten erwachsen; vielmehr ist sie ihnen in der Zeit des Merkantilismus oktroyiert worden, und zwar durch einen Fürsten, den ein Zeitgenosse mit Recht „den grossen Oeconomus und noch grösseren Soldaten“ genannt hat: Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Im Jahre 1727 hatte er gleichzeitig in Halle und in Frankfurt a. d. O. Professuren für Kameralwissenschaft errichtet; erstere war Simon Peter Gasser, letztere Justus Christoph Dithmar übertragen worden. Gasser hat später über die Audienz berichtet, die er vor Antritt seines Amtes beim Könige hatte: „Se. Majestät hat die erste Stunde in dieser wichtigen Materie selbst dociret, sodass ich nicht mehr wünschen möchte, als von der Capacität zu sein, in den anderen hiezu destinirten Stunden auf gleiche Weise continuiren zu können.“

Die Kameralwissenschaft war bestimmt, das zur Ausbildung der königlichen Kammerbeamten dienliche Wissen systematisch zu bearbeiten und darzustellen, und da in dieser Zeit das Kammerwesen nicht bloß die Bewirtschaftung der Domänen, Forsten, Berg- und Hüttenwerke, Manufakturen und Fabriken umfasste, sondern auch einen erheblichen Teil dessen, was wir heute die innere Verwaltung nennen, so hatten die Professoren der Kameralwissenschaft neben der sog. Polizei und Finanz sich aufs eingehendste mit dem Wirtschaftsbetrieb zu beschäftigen. Landwirtschaftslehre, Forstwissenschaft, Jagdwesen und Fischerei, Bergbau- und Hüttenkunde, die ganze Technik der Gewerbe, Hochbauwesen, Strassen- und Wasserbau, Handel, alles fand hier seinen Platz und die grossen Lehrbücher der Kameralistik aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts haben sich fast zu Encyklopädien der ganzen Privatökonomie und Technik ausgewachsen. Dann aber tritt plötzlich ein Stillstand in dieser Entwicklung ein, hervorgebracht einerseits durch die veränderte Gestaltung des Staatshaushalts und die Neuorganisation der Verwaltung, andererseits durch das Eindringen der wissenschaftlich weit überlegenen französisch-englischen Nationalökonomie. Die dreissiger Jahre sahen die letzten kameralistischen Schriften in der Litteratur, und allmählich verschwanden auch die kameralistischen Professuren wieder, nachdem sie an den meisten Universitäten kaum ein Jahrhundert bestanden hatten. Wie weit dabei die Ausbildung selbständiger Disziplinen für die einzelnen Wirtschaftszweige mitgewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Jedenfalls hatten sich diese Disziplinen zunächst ohne Zusammenhang mit der Universität in isolierten Lehranstalten, denen meist nur der Name Akademie zugestanden wurde, zu entwickeln. In der Forstwissenschaft, der Landwirtschaftswissenschaft, der Bergbau- und Hüttenkunde gehen sie nachweisbar auf Veranstaltungen zurück, die einzelne hervorragende Praktiker getroffen hatten, um junge Leute im Betriebe selbst auszubilden, ähnlich wie der Hand-

werker den Lehrling in der Werkstätte ausbildet. So ist, um ein Beispiel zu nennen, die Forstakademie in Tharandt hervorgegangen aus den Unterrichtskursen, welche der Forstmeister Heinrich Cotta auf seinem Forsthause in Zillbach eingerichtet hatte, und dass die Landwirtschafts-Akademien auf dem pommerischen Gute Möglin ihren Ursprung genommen haben, ist erst vor einigen Jahren von einem meiner Vorgänger von dieser Stelle aus dargelegt worden, wie es uns auch das Erzbild A. Thaers täglich in die Erinnerung ruft, das dem Ausgange unserer Universitätsstrasse gegenüber steht. Die technischen Hochschulen im engeren Sinne knüpfen grossenteils an Anstalten für niederen und mittleren gewerblichen Hilfsunterricht an, der noch mit der industriellen Praxis in nächster Beziehung stand.

Aber mit innerer Notwendigkeit haben diese Anstalten in ihrer weiteren Ausbildung den Universitäten sich genähert. Sie haben sich die Forschungsmethoden der biologischen Disziplinen, der Chemie, der Physik zu eigen gemacht, sie haben mit der Mathematik Fühlung genommen, und sie haben durch die Ergebnisse der auf ihren Spezialgebieten durchgeführten wissenschaftlichen Beobachtungen wieder befruchtend auf die genannten Universitätsdisziplinen zurückgewirkt, denen sie mit neuen Problemstellungen entgegentraten. In diesem gegenseitigen Geben und Nehmen hat sich die Zeit vorbereitet, in der Liebig seine berühmte Akademie-rede über „die moderne Landwirtschaft als Beispiel der Gemeinnützigkeit der Wissenschaften“ halten konnte (28. November 1861), und von da ab macht sich ein auf die Dauer unwiderstehlich gewordener Zug jener isolierten Wirtschafts-Akademien nach der Universität bemerklich.

Heute ist im grössten Teile von Deutschland der höhere landwirtschaftliche Unterricht den Universitäten eingegliedert. Allen voran ging Halle (1863), dann folgten Leipzig, Giessen, Göttingen, Kiel, Königsberg, Breslau; wo isolierte landwirtschaftliche Hoch-

schulen fortbestehen, gelangen sie selbst dann zu keinem Gedeihen, wenn sie am gleichen Orte mit einer Universität sich befinden, wie Berlin und Bonn-Poppelsdorf zeigen, wo die Mehrzahl ihrer Besucher nicht aus Studierenden der Landwirtschaft, sondern aus Geodäten und Kulturtechnikern besteht.

Ähnlich ist es den forstwirtschaftlichen Akademien gegangen, die in München, Tübingen und Giessen an der Universität in Karlsruhe und Zürich an der Technischen Hochschule Aufnahme gefunden haben und in den anderen Staaten entschieden der Universität zustreben. In Preussen und Sachsen hat man diesem Streben insoweit Rechnung getragen, als neben einer viersemestrigen Ausbildung auf der Akademie ein zweisemestriger Besuch der Universität gefordert wird, der in Preussen an das Ende, in Sachsen an den Anfang der Studienzeit gelegt ist. Befriedigend ist dieses Auskunftsmittel nicht und hat auch gerade die Männer der Praxis am wenigsten befriedigt, die in ihren Vereinen immer wieder von neuem den Ruf nach der Universität erheben.

Dagegen haben die technischen Hochschulen eine selbständige Entwicklung genommen, gefördert besonders durch die Umwälzungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens, der Industrie und des grossstädtischen Lebens; sie haben auf diesem Wege mehr und mehr die Reste des mittleren und niederen Fachschulwesens abgestreift; sie haben die Anforderungen an die allgemeine Vorbildung der Studierenden immer mehr gesteigert, und heute dürfen sie sich rühmen, dass sie in Forschung und Lehre den Universitäten gleich kommen. Zugleich sind sie in ihrer äusseren Verfassung den Universitäten ähnlich geworden; ihre vier Abteilungen für Hochbau, für Bauingenieurwesen, für Maschinenbau und für chemische Technik entsprechen den praktischen Fakultäten; zugleich haben sie sich eine allgemeine Abteilung angegliedert, die etwa unserer philosophischen Fakultät zu vergleichen ist; das Recht, akademische Grade zu verleihen, ist ihnen vor vier Jahren

erteilt worden, und für einige Berufszweige (Ausbildung von Fabrikchemikern, Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaften, vereinzelt auch Pharmazeuten, Forstleuten, Landwirten) konkurrieren sie geradezu mit der Universität.

Diese Entwicklung ist nicht ganz ohne Widerspruch geblieben. Auf der einen Seite haben Praktiker den Vorwurf erhoben, dass man im Streben nach dem rein Akademischen zu weit gegangen sei, dass die Vorbildung in der Werkstätte nicht genügend betont werde und dass die mit den technischen Hochschulen verbundenen Laboratorien mehr der wissenschaftlichen als der praktischen Ausbildung dienen. Man bilde technische Beamte und Konstrukteure aus, nicht aber Kräfte mit industrieller Initiative, wie sie zur selbständigen Leitung von Grossunternehmungen unerlässlich ist. Auf der anderen Seite haben sich in neuerer Zeit sowohl aus den Kreisen der Technischen Hochschule als aus denjenigen der Universität Stimmen erhoben, welche es als einen schwer wieder gut zu machenden Fehler bezeichnen, dass man nicht schon längst auf die Vereinigung beider Arten von Hochschulen Bedacht genommen habe. Allein diese Forderung ist doch noch so wenig durchgedrungen, dass die beiden neuen Technischen Hochschulen, welche jetzt in Preussen gegründet werden, durchaus selbständig gestellt werden, obwohl die eine von ihnen in einer Universitätsstadt errichtet wird. Beide Ansichten sind nicht unvereinbar; denn dass an der Universität die Ausbildung für die technische Praxis sehr wohl möglich ist, beweisen neben Land- und Forstwirten auch die Pharmazeuten und Fabrikchemiker, von denen immer noch die Mehrzahl aus den Universitäts-Laboratorien hervorgeht.

Das letzte Glied in dieser Reihe ist die Handelshochschule. In Leipzig hat dieselbe bei formaler Selbständigkeit sofort den Anschluss an die Universität gefunden; in Frankfurt und Köln hat man es mit selbständigen Akademien versucht, in Aachen gar mit der Angliederung an das Polytechnikum. Man hat dieser neuen

Spezies von wirtschaftlich-technischen Hochschulen das Recht der Existenz absprechen wollen, und in der Tat kann man zugeben, dass der Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit in Wissenschaften liegt, welche der Universität längst angehören, wie Nationalökonomie, Handelsrecht, Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsgeographie, während andere wie Warenkunde und kaufmännische Arithmetik sich leicht an die Universitätsdisziplinen anlehnen, deren praktische Anwendung sie sind. So bleiben eigentlich nur die Buchhaltung und die kaufmännische Korrespondenz als eigentümliche technische Fächer dieser Anstalten. Die letztere ist eine reine Kunstlehre; aber die erstere ist sehr wohl einer wissenschaftlichen Behandlung und Entwicklung fähig, und hat darin bereits sehr erhebliche Fortschritte gemacht. Ihre Aufnahme unter die Universitätsdisziplinen, wo sie in der Nachbarschaft der Nationalökonomie und Jurisprudenz die fruchtbarsten Anregungen empfangen und auch geben könnte, halte ich nur für eine Frage der Zeit. Es kommt ihr hier das dringende praktische Bedürfnis aller Privatwirtschaftswissenschaften entgegen, wie denn die landwirtschaftliche Buchhaltung bei uns in Leipzig bereits eine Vertretung besitzt, und auch das Rechtsstudium wird sich bequemen müssen, diesem Fache einmal näher zu treten. Denn es ist doch nicht gerade ein erbauliches Schauspiel, wenn in öffentlichen Gerichtsverhandlungen tagelang Vernehmungen von Sachverständigen der Buchhaltungswissenschaft über oft sehr einfache Fragen stattfinden müssen und wenn für den erkennenden Richter Handelsbücher, Vermögensverzeichnisse, Vormundschaftsrechnungen — alles Dokumente von grösster Beweiserheblichkeit — wirklich Bücher mit sieben Siegeln sind. Auch die Ausbildung der Nationalökonomien und Verwaltungsbeamten würde von dieser Disziplin Nutzen ziehen. Wird doch unser Staatsrechnungswesen noch meist nach einem ganz veralteten bürokratischen Schematismus geführt und bedarf nur zu sehr der kaufmännischen Auffrischung.

So kann ich die Begründung selbständiger Handelshochschulen nur als einen Umweg ansehen, auf dem man schliesslich doch zur vollen Aufnahme in die Universität gelangen muss, und ich würde es beklagen, wenn die augenblickliche Bewegung auf diesem Gebiete zu weiteren Neugründungen von Akademien führen würde. Dasselbe gilt aber auch von einer Reihe von andern Gebieten des ökonomischen und staatlichen Lebens, wo alles einer hochschulmässigen Gestaltung der Berufsausbildung zudrängt. Ich nenne hier zuerst den höheren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst, wo die seitherigen Bildungseinrichtungen anerkanntermassen nicht mehr genügen, den Finanzdienst, der nur in den süddeutschen Staaten ein Universitätsstudium erfordert, und für den neuerdings von Berlin aus eine „Zollhochschule“ in Anregung gebracht worden ist, den Journalismus, der eine der wichtigsten Funktionen unseres sozialen Lebens bildet und für den sich vor einigen Jahren eine Privathochschule gebildet hat. Auch die Veterinärmedizin mag in diese Reihe gestellt werden, weil sie in wichtigen Zweigen der wirtschaftlichen Verwaltung mitwirkt. Sie wird bekanntlich an eignen tierärztlichen Hochschulen gepflegt, ist aber in Giessen, Zürich und Bern bereits ganz von der Universität übernommen, und da durch Reichsgesetz neuerdings das Maturitätszeugnis zur Vorbedingung des Beginns dieses Studiums gemacht ist, so steht ihrer allgemeinen Übertragung an die Universitäten um so weniger etwas im Wege, als überall da, wo die Landwirtschaftswissenschaften der Universität angehören, sie als deren Hilfsdisziplin gepflegt werden muss.

So sehen wir, wie von allen Seiten mitten aus den grossartigen Gestaltungen der modernen Volkswirtschaft heraus neue Anforderungen an die Universitäten herantreten. Sie stossen hier auf verwandte Bestrebungen innerhalb des alten Besitzstandes der Universität: die Ausbildung der Verwaltungsbeamten, die seither fast ganz auf juristische Grundlage gestellt war, genügt schon

längst dem Bedürfnis des modernen Staates nicht mehr; für das so wichtige Gebiet der Kommunalverwaltung sind kaum die ersten Anfänge wissenschaftlicher Behandlung vorhanden, und die Mittel zur Ausbildung der zahlreichen „Wirtschaftsbeamten“ für Handels- und Gewerbekammern, Handwerks- und Landwirtschaftskammern sowie für die grosse Zahl freier wirtschaftlicher Interessenvertretungen sind durchaus unzulänglich. Wir bedürfen hier verstärkter Lehrkräfte und einer durchgreifenden Spezialisierung auf dem Gebiete der Staatswissenschaften, speziell der Nationalökonomie und Statistik. Diese würde aber auch der weiteren Entwicklung der privatwirtschaftlichen Disziplinen in hohem Masse zu Gute kommen, wie umgekehrt von ihnen die zuletzt genannten Berufsstudien wesentlichen Nutzen ziehen würden.

Wenn die Universität sich auf der Höhe ihrer Aufgabe halten will, so wird sie sich der Verpflichtung nicht entschlagen, der nationalen Berufsgliederung in ihren Bildungseinrichtungen zu folgen. Und hier können wir eins nicht übersehen: neben dem Beamtentum des Staates ist im Laufe des letzten Jahrhunderts in unseren Grossstädten ein kommunales und in unseren Grossunternehmungen ein privates Beamtentum erwachsen, das jenem an sozialer Bedeutung nahe kommt, an Wichtigkeit seiner gesellschaftlichen Funktionen es aber nicht selten überragt. Der verantwortliche Leiter eines grossen Landwirtschaftsbetriebs, der Fabrik- oder Eisenbahndirektor, der Chef eines bedeutenden Handelshauses, einer Effektenbank, einer Versicherungsunternehmung, einer Schiffahrtsgesellschaft, wie etwa des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, sie alle werden kaum geneigt sein, mit dem Minister eines deutschen Kleinstaates zu tauschen. Und unter ihnen stehen wieder zahlreiche mittlere und niedere Beamte technischer, kaufmännischer, künstlerischer Richtung, und sie befehlen zusammen über ein gewaltiges Heer schwieliger Arbeiterhände, das uns den Reichtum des materiellen Lebens schafft. Dieses Privatbeamtentum

bildet schon jetzt eine ziemlich breite Schicht der modernen Gesellschaft, einen „neuen Mittelstand“, unähnlich dem alten, aber darum sozial nicht minder wertvoll. Denn für alle diese Menschen bewegt sich das tägliche Leben im strengen Rhythmus der Berufspflicht, und der Glockenschlag der Kontor- oder Fabrikuhr hat für sie nicht weniger Bedeutung als der Schlag der Gerichtsuhr für Richter und Parteien. Sie sind es gewohnt, ihr subjektives Belieben einem höheren, sozialen Zwecke unterzuordnen.

Der wirtschaftliche Unternehmer übernimmt freiwillig Dienste für die Gesellschaft, indem er für den Markt produziert. Er tut das aus Eigennutz; das Gewinnstreben des Erwerbs leitet seine Handlungen, und da er nur in Konkurrenz mit anderen zu seinem Ziele kommen kann, so geht ihm im Kampfe der materiellen Interessen nicht selten das ethische Feingefühl, das Bewusstsein der sozialen Verantwortlichkeit verloren. Der tägliche Umgang mit Börsenbericht und Kurszettel, Preisliste und Hauptbuch erzeugt kalt berechnende, aber auch umsichtige, zähe und energische Menschen; die Beobachtung des Weltmarktes weitet den Blick, und die Einrichtung und Leitung gewaltiger Grossbetriebe, die Gründung von Kartellen und Trusts bildet Organisationstalente zu einer Höhe der Leistungsfähigkeit aus, wie sie die Vergangenheit niemals gekannt hat. Unter solchen Einflüssen sind die Männer erwachsen, welche Deutschlands Produktion in wenigen Jahrzehnten eine Weltstellung erobert haben.

Aber wir empfinden auch die Kehrseite dieser Entwicklung. Unser ganzes öffentliches Leben ist erfüllt von wirtschaftlichen Interessenfragen; die politischen Ideale der vorigen Generation sind verblasst, und unter dem rücksichtslosen Kampfe der verschiedenen Interessentengruppen gegen einander droht unser Parlamentarismus zu einem Zerrbilde zu werden. Und wenn nun aus diesen Kreisen heute unsere Universitäten einen namhaften Teil ihres Zuzugs empfangen, so wissen wir wohl, dass es nicht bloss die

Rücksicht auf eine bessere Berufsbildung ist, die sie leitet; sie wollen aufsteigen in die Geistesaristokratie der Nation; sie wollen eine ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende soziale und politische Stellung und Wertschätzung.

Wir werden und dürfen sie nicht durch spröde Exklusivität zurückschrecken. Wir müssen ihnen unsere Tore öffnen, vorausgesetzt, dass sie den Vorbedingungen der allgemeinen Bildung genügen, von denen der Erfolg wissenschaftlicher Studien abhängt. Wir müssen sie erfüllen mit dem Geiste der Wahrheit, der selbstlosen Hingabe, des Berufes, der einem höheren Herrn dient als dem Mammon, kurz mit jenem Idealismus, der auf deutschen Universitäten so lange schon seine Heimstätte hat. Rücksichten der Wirtschaftlichkeit, Rücksichten der wissenschaftlichen Solidität des Unterrichts werden den Staat immer mehr dazu zwingen, die isolierten Akademien aufzuheben und ihre Zwecke der Universität anheimzugeben, auf der die für die privatwirtschaftliche Technik grundlegenden Disziplinen ohnehin vertreten sein müssen. Wir suchen diese Erweiterung nicht; wir wissen auch, dass sie nicht allen Universitäten gleichmässig zu Teil werden kann; aber wir müssen bereit sein, den Zuwachs aufzunehmen und uns zu assimilieren. Gerade heute, wo die Wege der Mittelschulbildung so weit auseinander gehen, weist ein dringendes Staatsinteresse darauf hin, die Ausbildung der dirigierenden Klassen der Nation an einer Stelle sich vollziehen zu lassen, alle ihre Glieder mit dem gleichen Geiste strenger Wissenschaftlichkeit zu erfüllen und sie insgesamt zu einem edleren Menschentum zu erziehen.

Und damit wende ich mich an Sie, meine lieben Kommilitonen, um Ihnen zuletzt noch ein gutgemeintes Wort mitzugeben. Auf allen Strassen wird Ihnen heute die traurige Botschaft von der Herrenmoral gepredigt; es wird Ihnen gesagt, dass Sie sich ausleben müssen, dass Sie ganz Sie-Selbst sein sollen. Selten ist eine Lehre verkündet worden, die in schneidenderem Widerspruche steht

mit unserer gesamten Kulturentwicklung und mit den tatsächlichen Verhältnissen. Das ganze moderne Leben fordert Unterordnung des Individuums unter höhere Gemeinschaftszwecke. Wo Sie auch später Ihre Kräfte betätigen mögen, ob im Dienste des Staates und der Gemeinde, ob im privaten Wirtschaftsbetrieb, überall wird Ihnen das ernste Lied der Pflicht entgegentönen; überall wird man von Ihnen fordern, dass Sie Ihr individuelles Selbstinteresse beugen unter das soziale Gesamtinteresse. Überall aber wird ein immer steigendes Mass individueller Tüchtigkeit notwendig sein, wenn Sie Ihr Fortkommen finden und der Nation das leisten wollen, was sie von Ihnen erwarten darf. Denn die ganze Kulturkraft eines Volkes beruht schliesslich auf der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Individuen, und jede Aristokratie, auch die Geistesaristokratie, muss unrettbar sinken, wenn sie diese Eigenschaften verliert.